

Zum höheren Lob des Alphabets

Was es heißt, sich in Büchern zu orientieren: Dennis Duncan schreibt eine ebenso lehrreiche wie unterhaltsame Geschichte der Register.

Vor wenigen Jahren erschien in einem renommierten deutschen Wissenschaftsverlag ein voluminöses Buch eines ehemaligen Generaldirektors einer der bedeutendsten Bibliotheken des Landes, das immerhin in einer Hinsicht außergewöhnlich ist – das angefügte Register der erwähnten Personen ist komplett unbrauchbar. Es verweist nämlich nicht auf Seitenzahlen, sondern auf Kapitelnummern. Der Benutzer muss also vom Register zum Inhaltsverzeichnis gehen, dort erst nach dem Kapitel und dann nach der Seitenzahl fahnden, mit der es beginnt, und anschließend das zehn bis zwanzig Seiten umfassende Kapitel lesen, um früher oder später auf die Stelle zu stoßen, an der die gesuchte Person genannt wird. Schlimmer als ein derart vermurkstes Register ist nur die seit Jahren zu beobachtende Tendenz, aus (vorgeblichen) Kostengründen auf Register ganz zu verzichten.

Immerhin machen fehlende oder unbenutzbare Register den Leser darauf aufmerksam, dass „das Buch“ ein äußerst elaboriertes Objekt ist, das im Laufe seiner langen Geschichte mit zahlreichen Steuerungs- und Erschließungsinstrumenten ausgestattet wurde, die eine Lektüre des Textes überhaupt erst ermöglichen oder sie jedenfalls erleichtern. Dazu gehören beispielsweise die erst im Hochmittelalter eingeführte Trennung der Wörter (durch einen Punkt, später ein Leerzeichen), die Ausstattung mit Seitenzahlen, die Feingliederung in Kapitel und Absätze samt Überschriften und lebenden Kolummentiteln, die Einführung zusätzlicher Ebenen durch Fußnoten, die Erschließung durch Inhaltsverzeichnisse und Register, die Identifizierung des Werks durch ein Titelblatt und so fort. Wie all diese Elemente ins Buch gekommen sind und wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte zu jener Perfektion entwickelt haben, derer wir uns heute so selbstverständlich bedienen, ist zumeist nur in Ansätzen erforscht. Einen ersten Gesamtüberblick bietet der vor drei Jahren bei Oxford University Press erschienene Band „Book Parts“, dessen Mitherausgeber Dennis Duncan nun eines dieser Elemente im Detail vorstellt.

Unter dem seinem Gegenstand angemessenen Titel „Index“ gibt Duncan Einblicke in die Geschichte der Register, die seit dem Hochmittelalter mit mehr oder minder großem Erfolg dazu dienen, komplexe Texte zu erschließen und den Zugang zum Material für neue Fragestellungen schnell und unkompliziert zu ermöglichen. Um funktionierende Register zu bilden, bedurfte es der Rückbesinnung auf alphabetische Ordnungssysteme, die im Mittelalter zwar bekannt waren, aber keineswegs präferiert wurden. Um das Jahr 1230 entstanden dann die ersten Register, zusammengestellt von Hugo von Saint-Cher in Paris und von Robert Grosseteste in Oxford, die unabhängig voneinander auf dieselbe Idee gekommen waren. Grosseteste wollte ein Sachregister schaffen, das die Inhalte zahlreicher Bücher mittels eines komplizierten Systems von Zeichen und Abkürzungen, die er in die Bücher eintrug, erschloss. Hugo von Saint-Cher dagegen beschränkte sich auf ein einzelnes Buch, natürlich die Bibel, um ein Register aller darin vorkommenden Worte, eine Konkordanz, zu erstellen.

Wirklich effektiv werden konnten Register aber erst, als die Seiten, auf die verwiesen wird, stabil wurden, was bei Kopien von Handschriften nie zu gewährleisten war. Duncan demonstriert dies mit unverhohlener Freude anhand der Kopie einer Handschrift, bei der auch das Register



Registerpionier: Hugo von Saint-Cher auf einem Fresko Tommaso da Modenas in der Kirche San Nicolò in Treviso Foto Interfoto

abgeschrieben worden war, ohne dass der Kopist bemerkte, dass die Seitenverweise gar nicht mehr stimmten, da die Abschrift einen anderen Umfang als das Original hatte und die Verweise nun ins Leere liefen. Erst mit dem Buchdruck entstand nach 1450 eine Seitenstabilität – zumindest für alle Exemplare einer Auflage. Eigenartigerweise dauerte es aber fast hundert Jahre, bis in den Drucken auch Blatt- beziehungsweise Seitenzahlen selbstverständlich wurden, sodass sie ab der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zur universellen Bezugsgröße wurden.

Spätestens im siebzehnten Jahrhundert war das Register zu einem selbstverständlichen Bestandteil des Buches geworden, sodass sein Fehlen ausdrücklich begründet werden musste. Unverfroren erklärte ein Verleger 1664 seinem Publikum, das Werk sei „so voller wichtiger Bemerkungen, dass sie, wären sie zusammengefasst in einem Register, einen Band ausmachen würden, der so dick wäre wie das Buch, und damit stünde das hintere Tor in keinem Verhältnis zu dem ganzen Gebäude.“

Ausführlich behandelt Duncan das – wohl nur in England zu findende – Phänomen des satirischen Registers, die Verwendung von kommentierten Registern

für scharfe politische, wissenschaftliche und ästhetische Debatten, die unter dem Deckmantel der Objektivität Gehässigkeiten aller Art erlaubten. Wenn es etwa unter dem Register eintrag zu einer Person hieß: „Seine entsetzliche Langweiligkeit, S. 74, 119, 196; Seine Pedanterie, S. 93 – 99; Seine Vertrautheit mit Büchern, die er nie gesehen hat, S. 76, 98, 115, 232“, dann wurde das nüchterne Register zur literarischen Gattung eigenen Rechts – und zu einem Lesevergnügen, das bis heute anhält, selbst wenn der einstige Anlass vergessen ist.

Duncans Buch ist keine wissenschaftliche Darstellung, sondern eine unterhaltsame und anregende Plauderei anhand einiger Beispiele aus dem Reservoir der englischen Literatur- und Gesellschaftsgeschichte. Leicht hin navigiert er von Samuel Richardson zu Arthur Conan Doyle und von Vladimir Nabokov zu Lewis Carroll. Nur beiläufig erwähnt er die Techniken der Registererstellung (über Jahrhunderte mit Schere und Kleister). Unberücksichtigt bleiben ihre Methoden, nationalen Besonderheiten und Entwicklungsschritte, ihre Abgrenzung zu und Überschneidung mit bibliographischen Erfassungssystemen wie etwa Schlagwortkatalogen in Bibliotheken.

Natürlich beginnt und endet das Buch im Hier und Jetzt, denn die Digitalisierung hat dazu geführt, dass die Welt des Internets ein einziges Register ist. Wer eine Google-Suche startet, durchsucht nicht das Internet, sondern Googles Register des Internets. Es handelt sich aber bloß um eine von zwei Grundformen des traditionellen Registers, das Wortregister, die Konkordanz. Offen bleibt, ob es mithilfe künstlicher Intelligenz gelingen wird, auch Sachregister zu erstellen, die komplexe Inhalte, Strukturen und Entwicklungen abbilden, ohne dass sie zuvor im Text explizit formuliert worden sind, ob also „Index, eine Geschichte des“ beispielsweise unter „Geschichte des Buchwesens“ oder „Techniken der Texterschließung“ verzeichnet werden würde.

MARK LEHMSTEDT



Dennis Duncan: „Index, eine Geschichte des“
Vom Suchen und Finden.
Aus dem Englischen von Ursel Schäfer.
Antje Kunstmann Verlag, München 2022.
376 S., Abb., geb., 30,- €.

Eine Schule der Kritik

Mitteleuropäische Eleganz trifft amerikanischen Individualismus: Peter Demetz' literarische Essays

Wenn die Regel stimmt, dass ein journalistischer Text mit dem ersten Satz steht und fällt, dann hat sie niemand so verinnerlicht wie der Kritiker Peter Demetz. „Selten hat einer die geliebte Frau so herbeigesehnt und gefürchtet wie Franz Kafka seine erste Übersetzerin Milena Jesenská: Wie könnte man nicht erfahren wollen, was es mit dieser widersprüchlichen, prekären Gefühlslage auf sich hat? Wer über ein neues Buch von Thomas Bernhard schreiben will, ist der überflüssigste Mensch der Welt, denn alles ist schon längst entschieden“. Wer möchte den Kritiker nicht bei dem Versuch beobachten, sich aus dieser für ihn schwierigen Ausgangslage herauszuschreiben? Demetz, dies zeigen seine nun in Auswahl vorliegenden literarischen Essays, Rezensionen und Reportagen aus den Jahren 1960 bis 2010, die anfangs noch in der „Zeit“, dann aber über Jahrzehnte hinweg in der F.A.Z. erschienen sind – Demetz ist ein Zauberer des Textanfangs.

Dabei geht es dem Kritiker, der im Oktober seinen hundertsten Geburtstag feiern wird, um weit mehr als um ein rhetorisches Hineintricksen der Leser. Vielmehr setzt er bei dem an, was ihn betrifft – und uns mitunter den Atem stocken lässt. So beginnt er eine 1968 veröffentlichte Besprechung einiger neuer Prag-Bücher zunächst mit einer biographischen Erinnerung an jene Stadt, in der er 1922 geboren wurde: „Als die Prager Freundinnen meiner Mama, die später alle in den Gaskammern erstickten, noch mit den silbernen Teelöffeln klimperten, war ihnen kein Gesprächsthema lieber als Verlobungen, Affären, Enterbungen und Hochzeiten.“ Wie Demetz mit feinsten Strichen die Welt seiner Kindheit vor unserem inneren Auge zum Leben erweckt, um im selben Atemzug von ihrer gewaltsamen Auslöschung zu sprechen – literarisch bewegt sich dieser lakonisch-bittere Textestieg auf dem Niveau eines Isaac B. Singer.

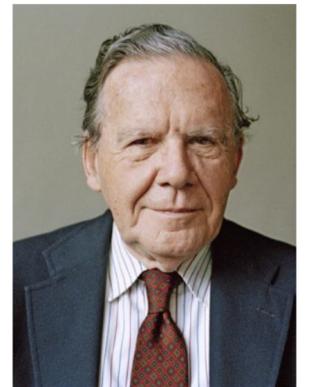
Der Weg zum Ich-Sagen war für den Überlebenden der Nazigräuel, der nach dem kommunistischen Umsturz 1948 aus der damaligen Tschechoslowakei nach Deutschland geflohen und Anfang der Fünfzigerjahre in die Vereinigten Staaten ausgewandert war, alles andere als unkompliziert. Es habe für ihn, der seit 1956 eine Germanistik-Professur an der Yale University innehatte (und später zu einem der herausragenden Vertreter der amerikanischen Germanistik werden sollte), zunächst der „Rechtfertigung durch wissenschaftliche Leistungen“ bedurfte, erklärt die Herausgeberin Meike Werner in einem biographischen Vorwort. Fortan allerdings scheint Demetz als Kritiker seinen subjektiven Interessen und Kenntnissen ziemlich konsequent gefolgt zu sein. Schwerpunkte der von Werner zusammengestellten Auswahl an 62 Artikeln (aus insgesamt mehr als 300!) sind die tschechische Dichtung, Kafka, Rilke und Fontane, die internationale Gegenwartsliteratur, die europäischen Avantgarden und immer wieder die Literatur Portugals, eines Landes, das ihm aufgrund persönlicher Freundschaften und häufiger Aufenthalte besonders am Herzen liegt.

Wiederum biographisch zu erklären, zugleich durch und durch transatlantisch geprägt ist Demetz' einerseits agonale, andererseits von tiefer Verbundenheit geprägte Haltung gegenüber Deutschland, der deutschen Literatur und der Germanistik. „Die Deutschen sprechen viel und gerne von der Menschheit, aber mit ihrem Respekt vor dem einzelnen ist es nicht weit her.“ Diese Aussage ist nicht allein begründet in persönlichen Erfahrungen, die aus einem wahnhaft gesteigerten deutschen Kollektivismus resultierten: Demetz' Mutter wurde in Theresienstadt ermordet, er selbst überlebte Gestapohaft und Zwangsarbeit.

Zugleich, wenn auch nur im Umkehrschluss, drückt sich in ihr ein Lob des

westlich-amerikanischen Individualismus aus. In einem anderen Text berichtet er von einer 1976 in Kentucky veranstalteten Rilke-Tagung, einer „toleranten Arbeitsversammlung“, bei der internationale Gelehrte die „methodologischen Möglichkeiten“ eines „pluralistischen Zeitalters“ erörtert hätten – und verbindet dies mit einer unverhohlenen Kritik am Dogmatismus und Hinterwäldlertum der sogenannten Inlandsgermanistik (die sich ja bisweilen heute noch, was etwas peinlich ist, als solche bezeichnen). Schließlich wirft Demetz den deutschen Zeitungslesern und Intellektuellen der Siebzigerjahre vor, „nie weniger von den Realitäten Amerikas gewusst“ zu haben, um ihnen gleich im Anschluss eine konkrete Empfehlung zu machen: „Schließ deinen Hegel und geh ins Kino, deutscher Geist“, und zwar am besten, um die Werke von Sidney Lumet, Stanley Kubrick und Robert Altman anzusehen.

In stilistischen Fragen – des Formulierens, Denkens und Argumentierens – erweist sich Demetz als Skeptiker reins-



Peter Demetz

Foto AGK

ten Wassers. Wo er einen literaturkritischen „Schwell-Stil“ ausmacht, setzt er umstandslos die Nadel an. Was die Bewertung von Literatur, Politik und Gesellschaft betrifft, vertritt er eine Position des Intermediären – in Abgrenzung etwa zum politischen Dichter Heinrich Böll, der als „Manichäer“ dazu neigte, die Welt in „reaktionäre Teufel“ und „radikale Engel“ aufzuteilen, um dadurch unweigerlich „die vielen Menschen in der Mitte“ zu ignorieren. Ebenso wenig, soll heißen: nur um den Preis einer unzulässigen Vereinfachung, sei die Literatur nach einem Entweder-oder-Schema zu bewerten. Gerade solche Werke, die entschieden auf Polarisierung zielten, lese man nicht als treuer Anhänger oder grober Verächter am besten, sondern als jemand, der „beiden Lagern“ angehöre, sich von ihnen also gleichermaßen angezogen und abgestoßen fühle.

Vielleicht liegt in diesem Sinn für das Mittlere und Schwierige der tiefere Grund, warum sich Demetz' jahrzehntealte Essays weiterhin so lebendig, so unterhaltsam, so erhellend lesen. Mit Goethe scheint er der Überzeugung zu folgen, dass „zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen“ keineswegs die „Wahrheit“ anzutreffen ist, sondern „das Problem“, „das Unschaubare, das ewig tätige Leben“. Aus der Literaturkritik als einer oft zeitgebundenen, aktualistischen Gattung wird bei Peter Demetz eine Kunstform von zutiefst humanistischem, zeitlos-universellem Gehalt.

KAJ SINA



Peter Demetz: „Was wir wiederlesen wollen.“
Literarische Essays
1960-2010.
Hrsg. von Meike G. Werner. Wallstein Verlag, Göttingen 2022.
320 S., geb., 32,- €.

Darin steckt auch Beifall fürs Taschenbuch

Man muss sich wissen, warum man darauf besteht, einige grundlegende Dinge nicht zu wissen: Eine kleine Schrift Voltaires in neuer deutscher Übersetzung

„Wer bist du? Woher kommst du? Was tust du? Was wird einmal aus dir?“ Diesen Fragen wird sich niemand verschließen können. Voltaire stellt sie an den Beginn einer kleinen philosophischen Untersuchung, um den Leser für sich zu gewinnen, der den Gedanken an seine Herkunft mit dem ganzen Lebensvollzug und seiner Endlichkeit in Verbindung bringen will. Dabei sieht sich der Autor als „ein Sklave all dessen“, was ihn umgibt, und von dieser „Unermesslichkeit umringt“ beginnt er, nach sich selbst zu forschen. Was hier an Erkenntnis zu gewinnen ist, scheint allerdings ungewiss. Voltaire hat seiner 1766 anonym in Genf publizierten Schrift, die nun in einer neuen deutschen Übersetzung vorliegt, den Titel „Der unwissende Philosoph“ gegeben. Das kann auf die Zweifel hindeuten, die sich bei der Suche nach einer Antwort auf jene elementaren Fragen stellen, oder auf die Instrumente,

die sich aus der Skepsis entwickeln lassen, um sich einer Erklärung zu nähern.

Was die Philosophie nicht leisten kann, zeigt Voltaire gleich eingangs am Beispiel eines prominenten Gegners: René Descartes. Die Entgegensetzung von Körper und Geist, wie sie Descartes in seiner Zweisubstanzenlehre vertreten hatte, ist für Voltaire unhaltbar, schon aufgrund der physikalischen Voraussetzungen, die für ihn von „einer so enormen Lächerlichkeit“ sind, „dass ich allem misstrauen muss, was er mir über die Seele sagt, nachdem er mich dermaßen falsch über die Körper belehrt hat“.

Die von Descartes betriebene Suche nach ersten Prinzipien führt für Voltaire zu nichts. Das über sich selbst nachdenkende Ich bleibt für ihn obskur, was zu einem Erschrecken darüber führt, „dass wir uns beständig suchen, uns aber niemals finden. Keiner unserer Sinne ist erklärbar.“ Wenn

dem Menschen der Einblick in das Wesen der Dinge verwehrt ist („Geheimnis der Natur“), muss er – hier folgt Voltaire Newton und Locke – umgekehrt von den Tatsachen ausgehen, um die Ordnung der Welt und eine kleine Zahl von Eigenschaften der Materie zu erkennen, soweit diese objektiv ausweisbar sind.

Die Verabschiedung des cartesianischen Paradigmas führt dabei zugleich, das lässt sich auch bei Zeitgenossen wie dem Göttinger Philosophen Samuel Christian Hollmann (1696 bis 1787) beobachten, zu der Vorstellung einer „gelehrten Unwissenheit“, bei der wir deutlich erfassen und auch Gründe dafür angeben können, warum etwas epistemisch unsicher bleibt.

Mit der Wendung zur Empirie sah sich Voltaire genötigt, eine Grenze gegenüber dem Materialismus und Atheismus der radikalen Aufklärung zu ziehen. Bei der Betrachtung der mechanischen Gesetze, die

im Universum herrschten, ergreift ihn nicht die Angst vor der Gleichgültigkeit und Nichtigkeit des menschlichen Lebens, sondern „Bewunderung und Ehrfurcht“ vor dem Werk des Schöpfers. Voltaire ist Theist, ohne sich einer bestimmten Religion zu unterwerfen: „Welches von all den Systemen, die sich die Menschen über die Gottheit ausgesdacht haben, soll ich mir zu eigen machen? Keines – außer dem, dass ich zu ihm bete.“

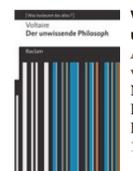
Den Gottesbegriff Spinozas lehnt Voltaire ab, da dieser in der Schöpfung keinen zweckgerichteten Plan erkennt. Was aber nicht bedeutet, dass man unsere Welt für perfekt eingerichtet halten dürfe, im Gegenteil. Dass Gott nur die beste aller möglichen Welten habe schaffen können, wie Leibniz – der Name fällt nicht – in seiner „Theodizee“ behauptet, wird von Voltaire ironisch, ja spöttisch kommentiert, indem er auf Grausamkeit, Indifferenz und

Stumpfheit seiner Mitmenschen verweist. Diese Passagen erinnern an seinen „Candide ou l'Optimisme“ (1759), von dem allein im Erscheinungsjahr zwanzig Ausgaben gedruckt wurden.

Die Theodizee-Frage war damit genannt, aber noch nicht gelöst. Voltaire beantwortet sie mit der allgemeinen Vorstellung von Recht und Unrecht, welche uns die „allerhöchste Intelligenz“ eingegeben habe: der „Glaube an die Gerechtigkeit“ sei für das Menschengeschlecht „von unbedingter Notwendigkeit“. Allein diese als universell verstandene Moral kann ein „Gegengewicht“ zu unseren als verhängnisvoll betrachteten Leidenschaften bilden und das Übel in der Welt begrenzen; als solche ist sie in hohem Maße konsensfähig und für Voltaire von allen Philosophen in allen Kulturen gelehrt worden. Doch mit welchem Erfolg? Das Theodizee-Problem hinterlässt eine Unsicherheit, auf die wie-

derum nur mit Skepsis reagiert werden kann, weil die Menschen ihr Verhalten nun einmal „nach Brauch und Gewohnheit“ ausrichten und nicht nach der Metaphysik“. Dennoch hat sich Voltaire von seiner kleinen Einführung in die Philosophie eine aufklärende Wirkung erhofft, da, wie er in einem Brief festgehalten hat, schwere „Folianten“ niemals eine Revolution bewirken werden: „Es sind die kleinen Taschenbücher zu 40 Sous, die man zu fürchten hat.“

FRIEDRICH VOLLHARDT



Voltaire: „Der unwissende Philosoph.“
Aus dem Französischen von Ulrich Bossier.
Nachwort von Tobias Roth.
Reclam Verlag, Ditzingen 2022.
108 S., br., 6,- €.